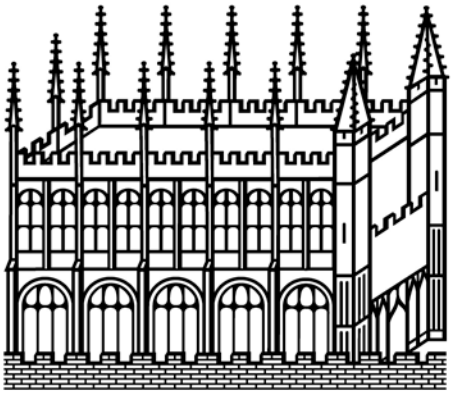

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

ZUR NACHFOLGE ERICH SCHMIDTS

Akademische
Zeit- und Streitfragen

von

Friedrich Kluge
Professor an der Universität
Freiburg i. B.

C. TROEMER'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
(ERNST HARMS)
FREIBURG IM BREISGAU 1913

Fiedler M 2650

EX LIBRIS
HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.

ZUR NACHFOLGE ERICH SCHMIDTS

Akademische
Zeit- und Streitfragen

von

Friedrich Kluge
Professor an der Universität
Freiburg i. B.

C. TROEMER'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
(ERNST HARMS)
FREIBURG IM BREISGAU 1913

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB. 1944
OF OXFORD

Mit Erich Schmidt ist ein bedeutender Gelehrter und Lehrer aus den Reihen der Germanisten ausgeschieden. Unerschütterlich fest und begründet, wie sein Ruhm war, betrauerten nicht nur die unendliche Zahl seiner Schüler und Verehrer, sondern auch die weitesten Kreise den Tod des Mannes, der in rastloser Arbeit seine Gelehrsamkeit und Geistesfrische von Lehrkanzeln mehrerer Hochschulen aus durch vier Jahrzehnte hindurch entfaltet, der auch in zahlreichen deutschen Städten als berufenster Festredner Weihestunden der Andacht für die Großen unserer Literatur mit zündender Rednergabe gehalten hat.

In die Trauer um den Toten mischte sich durch Wochen und Monate die bange Frage nach der zukünftigen Gestaltung der Dinge: Wer soll Schmidts Nachfolger werden? Wird er überhaupt einen literarhistorischen Nachfolger erhalten? In weiten Fachkreisen war man schon lange darüber einig, daß diese Frage zu großen Verwicklungen Anlaß geben würde.

Jetzt, wo noch immer keine endgültige Regelung bekannt ist, fühlen sich alle Gelehrte, die als Privatdozenten oder Extraordinarien durch Wort und Schrift als wirkliche Literarhistoriker von Fach tätig waren, schwer betroffen. Nachträglich stellt sich aber auch heraus, daß alle diejenigen jungen Germanisten mitbetroffen sind, die sich hauptsächlich mit deutscher Sprachforschung beschäftigen — zahlreiche tüchtige Extraordinarien und Privatdozenten mit wesentlich sprachlicher Richtung. Auf den wissenschaftlichen Tagungen, die Ende September und Anfang Oktober in Marburg stattfanden, war unter den Germanisten die Zukunft ihrer Disziplinen im Mittelpunkt des

Interesses. Sprachforscher und Literarhistoriker beunruhigten sich gegenseitig mit der Befürchtung, daß sie von der Zukunft nichts zu erwarten hätten; denn offen träte stellenweise die Tendenz zutage, die Germanistik in eine einzige Hand zu legen, während bisher unsere Wissenschaft zumeist durch zwei getrennte Ordinariate vertreten war, die man kurzweg als sprachliche und literaturgeschichtliche bezeichnen darf. Man diskutierte in Marburg sogar ernsthaft das schwer glaubliche Gerücht, es liege schon eine Instruktion der ministeriellen Organe an die philosophischen Fakultäten Preußens vor, darauf Bedacht zu nehmen, daß die deutsche Philologie in Zukunft nicht mehr zwei Ordinariate erhalten solle. So ist jetzt die ganze Germanistik in offener Unruhe über die Zukunft des germanistischen Fachbetriebs an deutschen Hochschulen. Und da fängt das öffentliche Interesse an, indem das Deutschtum überall sein Recht verlangt. Hat doch Preußens König am Jubiläum seiner Berliner Akademie 1900, wie auch am Jubiläum seiner Berliner Universität 1910 seinen wissenschaftlichen Behörden eine erhöhte Pflege der deutschen Sprachforschung ans Herz gelegt. Wenn aber das deutsche Volk an seinem Kaiser Schutz und Schirm deutscher Sprachforschung hat, so darf sich ein Sprachforscher die Nachfolge Erich Schmidts wohl zum Anlaß nehmen, der weitesten Öffentlichkeit einmal darzulegen, wie es um den Betrieb deutscher Sprachforschung und Literaturwissenschaft in Deutschland aussieht. Es steht die Ehre und die Zukunft der Wissenschaft vom Deutschtum auf dem Spiele, und länger darf damit nicht mehr zurückgehalten werden, wenn nicht ein aufstrebendes Geschlecht von Gelehrten mutlos und zukunftslos werden soll.

Deutsche Philologie. — Jacob Grimm hat die deutsche Philologie gleich auf die allerbreiteste Grundlage gestellt. Er umspannte die größten Gebiete durch eine Arbeitskraft sondergleichen, indem er nicht nur die gesamte deutsche und zugleich die gesamte germanische Sprachforschung in

allen Grundlinien festlegte, ebenso bedeutend wie seine vierbändige Deutsche Grammatik (1819) ist auch seine Deutsche Mythologie (1835); dazu kommen die Deutschen Rechtsaltertümer (1828): lauter Glanzleistungen von höchster wissenschaftlicher und nationaler Bedeutung. Daran reihen sich tiefgehende Einzelleistungen wie die erste Grundlegung der Tiersage. Manche seiner größeren und kleineren Arbeiten entstammen der Mußezeit, die ihm die Gnade Friedrich Wilhelms IV. im Schoße seiner königlichen Akademie bereitet hatte.

Nie hat ein Gelehrter sein Leben dem Dienste der Wissenschaft und — bei Jacob Grimm gehört es sich, daß wir es betonen — dem Dienste des Vaterlands rastloser und erfolgreicher zugleich gewidmet!

Aber wie umfassend auch die produktive Tätigkeit Jacob Grimms gewesen ist, er war doch nicht im eigentlichen und neueren Sinne Literarhistoriker. Als jüngerer Zeitgenosse der großen Klassiker konnte er noch nicht daran denken, jenen klassischen Versuch, den Goethe in Dichtung und Wahrheit gewagt hatte, mit der Strenge seiner ganzen Gelehrsamkeit und Geistesklarheit so zu durchdringen, daß die nächste Nähe zu einer objektiven Ferne geworden wäre. Konnte sich die Wissenschaft im Anfang des 19. Jahrhunderts noch keine Rechenschaft über die klassische Zeit Weimars geben, so standen doch regelmäßig Faustvorlesungen im Programm unserer Hochschulen. Allmählich aber mußte die einheimische Literatur, die in Schiller und Goethe ihren Höhepunkt und Mittelpunkt sieht, in den Bereich unserer Hochschulen hineingezogen werden. Und so erwarb sich die Literaturgeschichte im Gefolge der Großtaten, die Gervinus, Hettner und Julian Schmidt für das Gebiet leisteten, ein wissenschaftliches Anrecht auf akademische Ordinariate. Zwar versuchten und versuchen noch einzelne Gelehrte die Gebiete der Sprachforschung und der Literaturgeschichte als Lehrer und als Gelehrte in sich zu vereinigen, aber es hat sich doch

endgültig herausgestellt, daß die deutsche Philologie durch ihren Begründer Jacob Grimm in jene Bahn gelenkt war, die der deutschen Sprachforschung eine bedeutungsvolle Sonderstellung anwies. Das Erbe Jacob Grimms war die Verpflichtung zum Ausbau der Wissenschaft von der Muttersprache. Männer wie Holtzmann und Weinhold übernahmen die Verpflichtung, und dann gab Scherer 1868 die fruchtbarsten Anregungen, die im Verein mit Verners Entdeckung 1875 zu dem großen Umschwung führte, der in den einschneidenden Arbeiten und Abhandlungen von Braune, Paul und Sievers gipfelte. Durch alle solche Ereignisse festigten sich Ansehen und Bedeutung unserer Sprachforschung. Und die großen Erfolge reizten neue Kräfte und brachten neuen Gewinn.

Damit war aber der alte Begriff der Philologie erheblich verschoben. Hing die deutsche Philologie anfänglich durch viele Fäden mit der klassischen Philologie zusammen, so mußte nunmehr ihr Begriff für unsere Disziplin viel zu eng werden. Philologie im alten Sinne gipfelte ja wesentlich in der Textbehandlung, und alle sprachliche Arbeit diente dem klassischen Philologen im wesentlichen zur Interpretation der Denkmäler. Natürlich konnte und kann auch der Germanist auf solche philologische Arbeit nicht verzichten, weil er darin eine notwendige Vorbedingung aller sprachlichen und literarhistorischen Arbeit sieht. Aber den wesentlichen Inhalt seiner Aufgaben kann der Germanist in dieser vorbereitenden Arbeit heute unmöglich sehen, wenn sich natürlich auch immer wieder führende Fachleute mit Textausgaben und Textuntersuchungen, mit Handschriftenstammbäumen und Konjekturen beschäftigen werden. Textphilologie kann für uns nicht mehr Selbstzweck sein, sondern dient immer nur den höheren Zwecken der Sprachgeschichte und der Literaturgeschichte.

Leben wir doch schon lange im Zeitalter der Neudrucke! Mögen es ältere oder neuere Literaturwerke sein, die durch den Bücherdruck vervielfältigt wurden, oder

mögen es mittelalterliche Handschriften sein — buchstabentreue Wiedergabe der Vorlagen gilt heute überall für echt wissenschaftlich, und stattliche Serien solcher Textausgaben zeugen dafür, daß alle Parteien das Heil jetzt nicht mehr in sogenannten kritischen Ausgaben sehen. —

Deutsche Literaturwissenschaft. Indem Scherer der deutschen Literaturwissenschaft als Schriftsteller und Lehrer reichen Betrieb sicherte, ergab sich mit innerer Notwendigkeit die Trennung von Sprachforschung und Literaturgeschichte. Für produktive Arbeit war die Größe der Gebiete bedrohlich, und zudem reklamierten die Werke Th. Vischers, Kuno Fischers, sowie R. Hayms für die Philosophen das Recht, den Geistesgehalt und die Ideen der Klassiker — wie es sich bei Schiller z. B. ganz von selbst versteht — mit in ihr Arbeitsgebiet und in ihr akademisches Lehrgebiet einzubeziehen. So sind heutzutage die beiden großen Arbeitsgebiete, die sich um Sprache und Literatur des Deutschtums gruppieren, so umfassend geworden, daß Personalunion undenkbar ist.

Erich Schmidts Tod sollte den gegenwärtigen Stand unserer Literaturwissenschaft zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen und Angriffe machen. Daß Berufene und Unberufene sich nicht nur in Zeitschriften Luft machten, versteht sich von selber; aber die Privatgespräche, in denen das Thema endlos variiert wurde, scheiden aus jeder Diskussion aus. Auch öffentlich hat man es gewagt, von einer Katastrophe, einem Bankrott der Literaturwissenschaft zu reden. Findet Berlin für das Ordinariat Erich Schmidts keinen würdigen Ersatzmann, so muß es allerdings traurig um diese Wissenschaft und ihre Vertreter aussehen, und es hieße auch das Ansehen des berühmten Toten beleidigen, wenn sich nicht andere Möglichkeiten der Erklärung von selber darböten. Ehe wir zwischen den verschiedenen Möglichkeiten für die Erklärung des vermeintlichen Bankrotts der Literaturgeschichte entscheiden, betrachten wir den Zustand dieser Disziplin.

Die Notwendigkeit des akademischen Fachbetriebs der Literaturgeschichte ergibt sich nicht bloß aus der Würde des Gegenstandes, sondern auch aus den Forderungen aller Schulbehörden, daß der Deutschlehrer seine Schüler in das Verständnis unserer klassischen Meisterwerke einführen müsse, und die Hochschulen sollen den zukünftigen Oberlehrer darauf vorbereiten.

Aber in dem akademischen Fachbetrieb der Literaturgeschichte stehen zwei Richtungen nebeneinander, wenn auf der einen Seite Männer wie Dilthey, Kühnemann und — als Schüler Windelbands — Witkop sowie Gundolf den geistigen Gehalt dichterischer Leistungen und Persönlichkeiten mit philosophischem Blick ergründen wollen, wie früher Th. Vischer, Kuno Fischer und R. Haym, während auf der andern Seite philologisch-historische Methode Dichter und Dichtungen als etwas Gewordenes aus tausend großen und kleinen Prämissen herleiten und erklären zu können glaubt. Immer wieder wird der Vorwurf gegen die Philologen lauten:

„Sie haben die Teile in ihrer Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band."

Anderseits wird dem philosophischen Betrachter der Literaturgeschichte leicht eine gewisse Gleichgültigkeit gegen empirische Vollständigkeit vorgeworfen.

Der Literarhistoriker müßte Sprachkenner, Textphilologe, Metriker, Stilistiker, Aesthetiker, Psychologe und Philosoph in einer Person sein, wie es etwa der Hamann-Biograph Unger anstrebt. Und so großen Forderungen kann nicht jeder gewachsen sein. Überall liegt die Schwierigkeit in den strengen Forderungen der Wissenschaftlichkeit, die nahezu Unmögliches verlangt. Und so hatten Philosophen wie Theob. Ziegler es leicht, germanistischen Literarhistorikern Mangel an philosophischer Durchbildung nachzuweisen.

Herrscht aber Uneinigkeit in der Auffassung der Berufsaufgaben zwischen den Literarhistorikern der verschie-

denen Richtungen, so kann der Fernerstehende leicht irre werden. Das eine ist sicher, daß die Fernerstehenden — ich meine Gelehrte von philosophischer Durchbildung — gegebenenfalls lieber ausschauen nach Literarhistorikern, die das Heil der Literaturbetrachtung von der Philosophie her erwarten, als nach philologisch-historischen Literaturforschern. In diesem Zwiespalt kann dann nur zu leicht derjenige siegen, der sich für keine der beiden Richtungen festgelegt hat. Und sollte vielleicht die philosophische Fakultät in Berlin bei der Frage der Wiederbesetzung der Schmidtschen Professur sich auch in diesem Dilemma befinden?

Deutsche Sprachforschung. — Jacob Grimm und seine Nachfolger im Gebiet der deutschen Sprachforschung haben den deutschen Sprachbau und die deutsche Sprachgeschichte, das ganze Sprachleben von Vergangenheit und Gegenwart so breit und tief ergründet, daß sich kaum eine andere Sprache einer intensiveren Durchforschung rühmen kann. Indem die Sprachforschung der Kultur- und Literaturgeschichte große Dienste leistet, erfüllt sie nationale Pflichten. Man darf es dem Sprachforscher nicht zum Vorwurf machen, wenn er nicht in jedem Laut und in jedem Wort den Pulsschlag des nationalen Geistes fühlt. Aber die großen Resultate, die das letzte Jahrhundert für die Entstehung des Deutschtums gebracht hat, bestehen in glänzenden sprachlichen Entdeckungen, die in den Entwicklungsgang unseres Volkes als feste Tatsachen eingegliedert sind.

Und die Hoheit der Muttersprache — durch Dichter geweiht und von Dichtern gepriesen — fordert gebieterisch Pflege und Übung im Schulunterricht. Soll die Jugend zur Liebe der Muttersprache angeleitet werden, so muß die Wissenschaft sprachliches Verständnis und sprachliche Einsicht zuerst in fähigen Lehrern wecken. Wir dürfen heute eine deutsche Spracherziehung für die deutsche Schule der Zukunft verlangen und müssen auf die Dauer die lateinische Spracherziehung ablehnen, da wir im Zeichen Schillers und

Goethes stehen und das Erbe Jacob Grimms zu hüten und zu mehren haben.

Aber die großen Lebenswerke Jacob Grimms stehen nicht am Abschluß, sondern am Anfang unserer Disziplin. Zwar hat er durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch zahllose Hände und Herzen angeregt, sich dem Ausbau der nationalen Sprachwissenschaft zu widmen; vieles, sehr vieles ist im Gefolge seiner rastlosen Bemühungen geleistet worden, aber immer wieder ist er der unerreichbare Meister unserer Wissenschaft geblieben.

Er ist und bleibt unser größter Sprachforscher, das beweisen die vier stattlichen Bände der Deutschen Grammatik, von denen er einige in Neuausgaben reichlich erweitert hat, und das Deutsche Wörterbuch, an dessen Durchführung und Vollendung ihn der Tod gehindert hat. Und ein so reiches sprachliches Programm, das er zudem in einer Fülle von Einzeluntersuchungen monographisch endlos steigerte, zeigte den großen Sprachforscher immer von neuem wieder im hellsten Lichte.

Aber der Wichtigkeit der bedeutendsten Leistungen entsprach nicht immer und nicht überall das Ansehen Jacob Grimms. Noch birgt der Grimm-Schrank der Kgl. Bibliothek zu Berlin manche Dokumente, in denen der große Meister von widerstrebenden Elementen umgeben erscheint. Herm. Grimm wußte davon zu erzählen, wo die Widersacher seines Onkels zu suchen wären, und der Tag wird kommen, wo der Grimm-Schrank manches unbequeme Geheimnis enthüllen wird. Dann wird sich auch feststellen lassen, daß die traditionelle Abneigung gegen die deutsche Sprachwissenschaft, die nun schon manches Jahrzehnt in bestimmten Kreisen herrscht, nicht neuen Datums ist.

Am meisten hatte die Fortführung des Grimmschen Wörterbuchs mit einem widrigen Geschick zu kämpfen. Das nationale Werk, das unter den glänzendsten Auspizien ins Leben getreten war, zeigte schließlich in den 90er Jahren eine traurige Stagnation: während das große New English

Dictionary seit 1880 einen gleichmäßigen und sichern Siegeslauf begann, drohte jetzt das Ansehen der deutschen Sprachforschung zu sinken. Die Misere unseres Nationalwerkes, das von allen Bundesstaaten finanziell unterstützt wurde, sollte für uns zu einer nationalen Schande werden. Man konnte das Heil nur erwarten von Berlin aus, wo Reichsamt und Kultusministerium in Sorge um das nationale Werk waren.

Konrad Burdach. — Der erhabene Protektor der Berliner Akademie, Kaiser Wilhelm II., erhöhte bei den Jubiläumsfeierlichkeiten durch einen allerhöchsten Erlaß vom 14. März 1900 die Zahl der ordentlichen Stellen der philosophisch-historischen Klasse von 27 auf 30 mit der Bestimmung, »die neugeschaffenen Stellen vorzugsweise für deutsche Sprachforschung zu verwenden« (Festschrift: Die Zweihundertjahrfeier der kgl. preuß. Akademie S. 17). Und als der Kaiser in der Festsitzung am 19. März 1900 selbst das Wort ergriff, vergaß er nicht, auf diese Bestimmung erneut hinzuweisen und die Gedanken darzulegen, die ihn zu seiner Bestimmung veranlaßt hatten: »Wenn Ich in weiterm Ausbau dessen heute die Zahl der ordentlichen Mitglieder in der Philosophisch-historischen Klasse durch Hinzufügung einiger vorzugsweise für deutsche Sprachforschung bestimmter Stellen vermehrt habe, so leitet Mich hierbei der Gedanke, daß die deutsche Sprachforschung auf die schon der Stiftungsbrief von 1700 hinweist, in der Hauptstadt des jetzt geeinten Deutschen Reichs besonderer Pflege bedarf« (Festschrift S. 20).

Drei neue Stellen vorzugsweise für deutsche Sprachforschung! Alle ernsthaften Gelehrten, denen die deutsche Sprachforschung am Herzen lag, waren mit dem erhabenen Redner darin einig, daß gerade in Berlin die deutsche Sprachforschung besonderer Pflege bedurfte und waren aufrichtigen Dankes voll dafür, daß der Kaiser selbst als Schirmherr ihrer Wissenschaft auftrat und ihr eine energische Förderung zusicherte. Aber die frohen Erwartungen, die

das hochherzige Kaiserwort wachgerufen hatte, wurden rasch genug enttäuscht, als im Jahre 1902 Konrad Burdach als der »Inhaber der neugegründeten Fachstelle für deutsche Sprachgeschichte« vorgestellt wurde (S. B. 1905, I 705). Der Hallenser Professor war nirgends als Sprachforscher bekannt und hatte mit Jacob Grimm, als dessen Akademienachfolger er sich in einer öffentlichen Schillerrede (S. 12) bekannte, kaum etwas gemein. An der sprachwissenschaftlichen Arbeit der beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hatte er keinen Teil genommen, hatte nie in germanistische Sprachkontroversen eingegriffen und weist auch heute nach zehnjähriger Mitgliedschaft der Akademie nichts auf, was als deutschsprachliche Leistung gelten dürfte. Freilich hatte Burdach einmal einen Versuch begonnen, »Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache« zu erforschen, und die »Einleitung (das 16. Jahrhundert)« als 31 Seiten starke Habilitationsschrift 1884 erscheinen lassen. Aber diese Habilitationsschrift zeigt gleich einen befremdlichen Mangel an sprachlichem Können und Denken; seine Freunde jedoch wollten diese »Einleitung« als eine sprachwissenschaftliche Tat angesehen wissen, weil sie eine große Perspektive eröffnete: diese 31 Seiten sollten die Einleitung zu einem Werk über die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache und das Vorspiel zu einer Arbeit über die Sprache des jungen Goethe werden. Die Vorbemerkung der Habilitationsschrift lautet:

»Vollständig wird meine Schrift über die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache im Laufe dieses Jahres bei Salomon Hirzel in Leipzig erscheinen. Sie soll die Grundlage bilden für meine Darstellung der Sprache des jungen Goethe, welche demnächst in demselben Verlage herauskommen wird.«

Aber »im Laufe dieses Jahres« erschien nichts und auch die folgenden 29 Jahre sind vergangen, ohne daß das Werk veröffentlicht worden wäre. Auch die »Darstellung der Sprache des jungen Goethe« ist bis heute nicht gedruckt: sie ist nur inter parietes beurteilt worden, hier freilich günstig genug! Altmeister Scherer hatte das Manu-

skript noch selbst geprüft und den Verfasser 1881 mit dem Grimm-Preis ausgezeichnet. Seitdem galt Konrad Burdach als der philologus laureatus, er war der Sprachforscher der Berliner Schule, und nur er konnte als Nachfolger Jacob Grimms in der Akademie in Frage kommen!

Die klare und bündige Anweisung des Kaisers, die neugeschaffenen Stellen »vorzugsweise für deutsche Sprachforschung« zu verwenden, scheint freilich der Akademie von vornherein unbequem gewesen zu sein. Eine akademische Interpretation des offenbar sehr schwierigen, nicht jedem gleich verständlichen Begriffs »deutsche Sprachforschung« wurde rasch in einer Eingabe an das Ministerium vom 18. Juni 1900 vorgelegt, um allen weiteren Einreden vorzubeugen:

»Die allerhöchste Bestimmung der drei neuen Stellen in der philosophisch-historischen Klasse vorzugsweise für deutsche Sprache fassen wir in dem weiten Umfange, den Jacob Grimm der deutschen Sprachwissenschaft gegeben hat, wonach sie die Wissenschaft vom deutschen Leben ist und die Aufgabe hat, die Lebensäußerungen unseres Volksgeistes in Sprache, Literatur, in Glauben, Recht und Sitte zu erforschen und darzustellen« (Berlin. S. B. 1905 I 694).

Und wenige Tage später wiederholte die Akademie ihre Auffassung in einem Immediatschreiben an den Kaiser vom 22. Juni 1900:

»Die Bezeichnung »deutsche Sprache« kann, ja muß wieder im Sinne des ersten Meisters, Jacob Grimm, und gewiß nach den Eurer Majestät vorschwebenden Absichten auf alle Regungen des deutschen Geistes weit über die schriftlichen Denkmäler hinaus erstreckt werden« (Berl. S. B. 1905 I 696).

Eine solche umständliche Umschreibung der deutschsprachlichen Aufgaben aber zeigt das deutliche Bestreben, das in den kaiserlichen Worten klar bezeichnete Programm zu verdunkeln, die kaiserliche Förderung von ihrem eigentlichen Ziel — denn die dem Kaiser vorschwebenden Absichten traten in den Worten »Sprachforschung, auf die schon der Stiftungsbrief von 1700 hinweist«, unzweifelhaft klar zutage — abzulenken und anderen Wissenschaften zugute kommen zu lassen. So sind die hochherzigen Absichten

des Kaisers vereitelt worden, damit die deutsche Sprachwissenschaft leer ausgehen sollte.

Zunächst schien man freilich von dem »weiten Umfange« des deutschsprachlichen Programms noch keinen Gebrauch machen zu wollen. Die Jubiläumsadresse der Akademie vom 18. Januar 1901 spricht noch schlicht und einfach von der »Pflege der deutschen Sprachforschung«, die sie unter ihre neuen Aufgaben genommen habe, und auch die ersten praktischen Pläne — eine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, ein Wörterbuch der Seemannssprache und ein großes Mundartenwörterbuch — konnten nur den Beifall der Sprachforscher finden. Mit Recht erhoffte der akademische Sekretär, Joh. Vahlen, von solchen Bestrebungen »eine lebendige Wechselwirkung mit den Bedürfnissen des Lebens und der Nation« (S. B. 1905 I 697) und zeigte mit diesen Worten, daß die kaiserlichen Absichten »vorzugsweise für deutsche Sprachforschung« durchaus im eigentlichen Sinne aufzufassen und die zu lösenden Aufgaben in der deutschen Sprachgeschichte zu suchen seien. Aber der neue Akademiker, an den Vahlens Worte gerichtet waren, eben Konrad Burdach, hat anders darüber gedacht.

»Nachdem durch den Eintritt der Herren Burdach und Roethe die Vertretung der deutschen Philologie in der Akademie eine willkommene Verstärkung erfahren hat, wurde im Sommer des Jahres 1903, um für die längst erwünschte Erweiterung und Vertiefung der akademischen Arbeiten auf dem Gebiete deutscher Sprache und Art eine sichere und breite Grundlage zu schaffen, eine besondere ‚Deutsche Kommission' errichtet«, so lautet ein akademischer Generalbericht, den die Sitzungsberichte 1905 (I 694 ff.) brachten.

Wir stellen zunächst fest, daß hier — vielleicht zufällig — die kaiserliche Ausdrucksweise »vorzugsweise für deutsche Sprachforschung bestimmte Stellen« umgangen ist, und statt dessen von der »Vertretung der deutschen Philologie

in der Akademie« die Rede ist. Die »deutsche Philologie« war aber schon vor 1900 in der Akademie durch zwei Sitze (durch Weinhold, dessen Nachfolger dann Roethe geworden ist, und Erich Schmidt) vertreten, und der Kaiser, den die Akademie gar nicht über seine Absichten zu belehren brauchte, hat sicher genau gewußt, warum er die neuen Sitze mit einem andern Titel stiftete. Aber es handelt sich doch nicht nur um einen terminologischen Unterschied! Das zeigt der Generalbericht, wenn er gleich darauf von »dem Gebiete deutscher Sprache und Art« redet und uns damit wieder an den »weiten Umfang« des neuen Programms nach der Interpretation von 1900 erinnert. Und wirklich, wir erkennen das damals begonnene Bestreben in gerader Linie fortgesetzt und immer deutlicher zur Schau gestellt.

Unser Interesse konzentriert sich natürlich auf die »Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache«, die schon das Programm von 1900 in Aussicht genommen hatte, und die nun seit 1903 von Konrad Burdach nur noch »geleitet« werden sollten. Aber schon in dem ersten der wirkungsvollen Berichte, der im Jahr 1904 über den Plan und den Fortgang dieser »Forschungen« erstattet wurde, befremdete die Mitteilung, daß diese deutschsprachlichen Arbeiten besonders auf die »Prosa in der deutschen und lateinischen Kanzleisprache« gerichtet sein sollten (S. B. 1904 I 243) und daß als erste Publikation die lateinischen Briefe eines Italieners, des römischen Tribunen Cola di Rienzo, in Aussicht genommen seien. Und das unter dem Titel »Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache« und im Auftrag einer Akademie, der die »Pflege der deutschen Sprachforschung« durch ihren kaiserlichen Schutzherrn anempfohlen war!

Eine Erklärung dieser mysteriösen Zustände wurde zunächst nicht gegeben. Freilich gab schon der Bericht von 1905 den angeblich deutschsprachlichen Studien Burdachs den Namen »Quellen und Forschungen zur Vor-

geschichte des deutschen Humanismus« und charakterisierte damit seine Arbeit bereits als eine rein historische. Sie sollte »im Frühjahr abgeschlossen werden« (S. B. 1905 I 141). Natürlich wurde dann 1906 berichtet, daß die Publikation »noch nicht abgeschlossen werden« konnte (S. B. 1906 I 101), gleichzeitig hielt es der deutsche Sprachforscher aber doch für gut, auch noch auf einen (uns schon bekannten) sprachlichen Plan hinzuweisen:

»Bei Ergänzung der Materialsammlung zur Weiterführung seiner früher begonnenen »Darstellung der Sprache Goethes im Zusammenhang mit der deutschen Literatursprache des 18. Jahrhunderts« hat Referent eine Hilfskraft gefunden in Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. Heinrich Anz (Magdeburg), der . . . die Möglichkeit erhalten hat, in persönlicher Arbeitsgemeinschaft das Werk zum Abschluß bringen zu helfen« (S. B. 1906 I 101).

Aber der Bericht des folgenden Jahres lautete recht deprimierend:

»Die Gesamtausgabe der Korrespondenz des Cola di Rienzo, deren Bedeutung für die syntaktische und stilistische Ausbildung der neuhochdeutschen Kanzleisprache und deren Notwendigkeit für die Bedürfnisse der allgemeinen historischen Wissenschaft im vorjährigen Bericht (Sitzungsbericht 1906 S. 101) dargelegt wurde, kann demnächst in Druck gehen.. . . Die vom Berichterstatter beizusteuernde literarische und sprachgeschichtliche Einleitung (zur Ausgabe des Ackermanns aus Böhmen) soll im Laufe des Jahres vollendet werden . . . Die Vorbereitung der Darstellung der Sprache Goethes hat Hr. Dr. H. Anz im letzten Jahr nicht wesentlich fördern können« (S. B. 1907 I 78).

Dem gegenüber schlug Burdach 1908 wieder hohe Töne an, die uns freilich nicht über die Verworrenheit seiner Pläne und über den traurigen Stand der wirklich geleisteten Arbeit hinwegtäuschen konnten. Vor allem aber mußte jetzt jeder erkennen, daß die deutsche Sprachwissenschaft von dem monumentalen Werke des im kaiserlichen Auftrag arbeitenden Sprachforschers gar nichts zu erwarten hatte:

»Der weite Rahmen meiner im Auftrage der Akademie vorbereiteten Publikation »Vom Mittelalter zur Reformation«, die auf die mannigfachen Ziele einer aus den Quellen schöpfenden bildungsgeschichtlichen Forschung gerichtet, verschiedenartige Stoffgebiete durchpflügt, altdeutsches wie lateinisches Schrifttum gleichermaßen berücksichtigt

und über die Grenzen zwischen philologischer Edition, Literarhistorie, Stil- und Sprachgeschichte, Geschichte und Diplomatik hin und her schreitend, danach streben muß, die Methoden getrennter Disziplinen zu vereinigen, verlangt an mehreren Stellen gleichzeitig Sammlung, Sichtung und Zurüstung des zerstreuten Materials . . . Immerhin war es infolge der Weitschichtigkeit meiner Aufgaben und infolge der Notwendigkeit, an verschiedenen Orten zugleich vorausarbeitend Hand anzulegen, unter den bezeichneten Umständen mir im Verein mit meinen Assistenten auch im verflossenen Berichtsjahr noch nicht möglich, von den für die einzelnen Abteilungen und Bände vorbereiteten Editionen und Untersuchungen ein fertiges Ganzes an die Öffentlichkeit zu bringen« (S. B. 1908 I 105).

Jeder Vorurteilslose wird zugeben, daß es keine skrupellosere Verdrehung des kaiserlichen Auftrags geben kann, als sie mit der pomphaften Anwendung scheinwissenschaftlicher Darlegungen hier erfolgt ist. Es ist für uns ganz gleichgültig, wie etwa Historiker das Burdachsche Programm würdigen — deutsche Sprachforschung ist es jedenfalls nicht! Burdach hat übrigens doch schließlich ehrliche Bedenken getragen, für seine rein historischen Forschungen die falsche Flagge, die sein Akademiesitz verlangte, fortzuführen. Seit dem Jahr 1911 berichtet er von »Forschungen zur neuhochdeutschen Sprach- und Bildungsgeschichte« (S. B. I 114), und der erste vor kurzem ausgegebene Band seines Werkes (übrigens der 3. Teil des 2. Bandes!) wird im Untertitel nur noch als »Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung« bezeichnet.

Wir erkennen diese Ehrlichkeit gerne an — aber wie konnte ein Gelehrter mit so rein historischen Neigungen und Absichten noch eine für deutsche Sprachforschung gestiftete Stelle behalten, wie konnte er auf Kosten der Akademie unter dem Titel der deutschen Sprachforschung Italienreisen machen und Jahre hindurch immer wieder größere Summen, viele tausend Mark, für »Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache« beziehen?

Und nun bedenke man noch das Tempo, in dem hier von einem Gelehrten gearbeitet worden ist, der im Besitz einer akademischen Sinekure nach Roethes Wort (Jlbergs

Jahrb. 1913, S. 48) »seine Kraft ungeteilt der rein wissenschaftlichen Arbeit widmen« konnte und dem außerdem immer wieder mehrere Hilfskräfte von der Akademie und der Regierung zur Verfügung gestellt worden sind. Nach dem Bericht von 1909 (S. B. I 149) »konnte allerdings das im vorjährigen Bericht gesetzte Ziel nicht ganz erreicht werden« und im folgenden Jahr heißt es doch wieder: »Die Arbeit kam langsamer vorwärts, als erwartet werden mußte« (S. B. 1910 I 91). Ein peinliches Gefühl der eigenen Ohnmacht verbirgt sich schließlich im Ausdruck der Rührung über die der Mitwelt offenbar nicht genügend bekannte Rastlosigkeit: »Trotz hingebendem Bemühen,« heißt es 1911 (S. B. I 114) »hat es sich im verflossenen Jahr noch nicht ermöglichen lassen . . .« Es wundert uns nicht mehr, wenn auch 1912 das Erscheinen der Publikation nur als »voraussichtlich demnächst« (S. B. I 87) angekündigt, auch 1913 nur von dem »Stande eifriger Vorbereitung« (S. B. 1913 IV 137) gesprochen wird, und in schöner Offenheit bekennt der Bericht von 1912: »Die übrigen von dem Berichterstatter unternommenen oder unter seiner Leitung stehenden Arbeiten sind aus verschiedenen Ursachen teils sachlicher, teils persönlicher Behinderung nicht wesentlich gefördert worden« (S. B. I 87).

Im Sommer 1913 konnte die Verlagsbuchhandlung (Weidmann) endlich einen Prospekt des Burdachschen Werkes versenden, das nun unter dem Titel »Vom Mittelalter zur Reformation« zu erscheinen beginnt. Aber man frohlocke nicht zu früh: zwar sind zwei Bände (unter wesentlicher Mitarbeit Paul Piurs) erschienen, aber im übrigen enthält der Prospekt viermal die Parenthese »(in Vorbereitung)« und zweimal das Versprechen »Erscheint 1913« — aber wir kennen diese Töne und wir wissen, was wir von Burdachschen Versprechen zu halten haben! Hat er doch z. B. schon lange eine Geschichte der deutschen Sprache in Aussicht gestellt und zwar für Hinnebergs monumentale »Kultur der Gegenwart«. Natürlich

verlautet gar nichts davon, ob wir das Buch je erwarten dürfen.

Mit dem Wahrspruch »die deutsche Philologie steht vor neuen großen Ernten«, hatte sich Burdach 1902 in der Akademie (S. B. 1902 I 794) vorgestellt. Auf die letzten 12 Jahre zurückschauend, fragen wir jetzt nur noch: wo ist die sprachliche Ernte für Goethe geblieben?

»Die Arbeit für eine umfassende Darstellung der Sprache des jungen Goethe hatte Herr Gymnasialoberlehrer Dr. Heinrich Anz auf der Grundlage des 1881 abgeschlossenen Manuskripts einer von Wilhelm Scherer mit dem Preis der Grimmstiftung ausgezeichneten Preisschrift des Berichterstatters Ostern 1905 aufgenommen und in ständiger Fühlung mit diesem trotz verschiedenartigen äußeren Hemmungen, seit dem Sommer 1907 in dem rein mechanischen Teil der Verzettlung durch eine jüngere, besoldete Kraft unterstützt, rüstig gefördert . . . . er hat ein ungemein wertvolles Material zur Geschichte der modernen deutschen Sprache von rund 22 500 Zetteln zusammengebracht, die in zwei Kasten nach den vom Berichterstatter bestimmten Kategorien geordnet . . . [sind]« (S. B. 1910 I 91). — »Die Materialsammlung zur Ergänzung und Fortführung der vom Berichterstatter vor Jahren teils in dem umfänglichen Manuskript einer gekrönten Preisschrift, teils in einer geordneten Zettelmasse niedergelegten grammatischen Darstellung der Sprache des jungen Goethe hat in der letzten Zeit wiederholt unterbrochen werden müssen und ruhte zuletzt ganz (S. B. 1913 IV 139).

So steht es jetzt mit dem 30jährigen Versprechen einer Arbeit, die die Berliner Akademie in Wilh. Scherers Namen 1881 mit dem Grimm-Preise gekrönt hatte — das nennt sich deutsche Sprachforschung! Aber in dem traurigen Bilde, das wir hier von dem ersten »Inhaber der neugegründeten Akademiestelle für deutsche Sprachgeschichte« haben entwerfen müssen, würde doch noch ein wichtiger Zug fehlen, wenn wir nicht schließlich hervorheben würden, daß von Burdach noch eine Veröffentlichung lateinischer Briefe Petrarcas bevorsteht. So wird Goethe hinter Petrarca wohl bald ganz verschwinden! Wie steht es da um des Kaisers Auftrag bei den Berliner Jubiläumsfeierlichkeiten von 1900: »Wenn ich die Zahl der ordentlichen Mitglieder in der Philosophisch-historischen Klasse durch Hinzufügung

einiger vorzugsweise für deutsche Sprachforschung bestimmter Stellen vermehrt habe, so leitet Mich hierbei der Gedanke, daß die deutsche Sprachforschung, auf die schon der Stiftungsbrief von 1700 hinweist, in der Hauptstadt des jetzt geeinten Deutschen Reichs besonderer Pflege bedarf«?

Gustav Roethe. — Wie Burdach ist auch Roethe an Hinnebergs großartiger Encyklopädie beteiligt, ihm ist die deutsche Literaturgeschichte seit vielen Jahren übertragen. Zahllose Disziplinen zeigen in dem bedeutenden Unternehmen glänzende Namen und glänzende Leistungen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß deutsche Sprache und deutsche Literatur noch immer nicht für die »Kultur der Gegenwart« existieren. Aber auch in Fachkreisen hat sich Roethe durch umfangreiche Leistungen seit etwa 25 Jahren nicht in besonderem Maße hervorgetan, nachdem er als junger Göttinger Extraordinarius 1887 einen mittelalterlichen Spruchdichter mit Kommentar herausgegeben hat. Jedenfalls kann man von keiner seiner neueren Arbeiten sagen, daß sie in unserer Wissenschaft wirklich Epoche gemacht hätte: er lebt in einer »heiter sich bescheidenden Resignation«, die er dann auch rings umher in der ganzen deutschen Philologie wiederzuerkennen glaubt (S. B. 1903 II 717).

Berühmt geworden ist er in den weitesten Kreisen aber doch — durch etwas sollte ja eigentlich jeder Professor berühmt werden — durch den Ausschluß der Studentinnen von seinen Vorlesungen. Die meisten von uns Germanisten halten die Vorlesungen stets so, daß auch Damen, die von den Universitätsbehörden die Erlaubnis dazu erhalten, an unsern Vorlesungen teilnehmen können. Aber die famose lex Roethe hat wirklich erzielt, was seine Fachleistungen nie erzielt hätten: er ist eine Berühmtheit geworden. So viel über die Studentinnen.

Aber auch unter den Studenten, unter seinen eigenen Zuhörern, weiß sich Roethe als akademischer Lehrer interes-

sant zu machen — nämlich durch die abfälligsten Urteile über einige Fachgenossen, deren Leistungen seinen Namen verdunkeln könnten. Wir andern Germanisten hören oft von den amüsant sein sollenden Redewendungen, mit denen er namhafte Gelehrte und wichtige Werke kritisiert, zu denen er gar keine entsprechenden Gegenleistungen aufzuweisen hat. Dieser Mißbrauch der akademischen Redefreiheit läßt sich nicht vor Gericht stellen (Stenogramme darüber wird man nicht leicht zu Gesicht bekommen); aber es zirkulieren darüber so unglaubliche Gerüchte, daß man bei jeder Begegnung mit Fachgenossen anderer Universitäten immer neue Proben zu hören bekommt. Wenn auch nur ein Teil davon wahr ist, so muß man mit Schrecken feststellen, daß die Zuhörer nicht im Geist reiner Wissenschaft erzogen werden, sondern im Geist einer Partei gegen die ernste Arbeit anderer Fachgenossen eingenommen werden sollen.

Nicht einmal in seiner Gedächtnisrede auf Erich Schmidt hat Roethe seine Eigenart anmaßlicher Beurteilung zurückhalten können, wenn er z. B. die Aufnahme des so viel älteren und bedeutenderen Gelehrten in die Akademie folgendermaßen charakterisiert (S. B. 1913, S. 617):

»Die Akademie hat sich Erich Schmidt nur zögernd geöffnet. Sie fürchtete die Lockungen und Gefahren, die sein Forschungsgebiet ernster Arbeit unzweifelhaft bereite und hat ihn erst durch acht Berliner Jahre geprüft (!), ehe sie ihn wählte, wesentlich auf Grund seiner gelehrten und methodisch vortrefflichen Ausgabe der »Xenien«. Sie hat jene Wahl wahrlich nie bereut (!).«

Und wie wirkt es in einer offiziellen Totenklage auf Fernerstehende, Uneingeweihte, wenn die Rednergabe des jugendlichen Schmidt kurz und bündig charakterisiert wird als die »Kraft leichtverständlicher Rede, bei der etwa auch ein Schwarzwälder Bäuerlein mitkonnte« (S. 619)? Und muß nicht jeder, der Roethes Verhältnis zur Presse kennt, sich seine eigenen Gedanken über folgenden Satz der Gedächtnisrede machen:

»So selten er in die Tagespresse schrieb, mit ihren Vertretern hat er dauernd eine gewisse Fühlung gehalten, nicht nur weil viele davon seine Schüler waren, sondern weil er auch da die Zeugen des rollenden Lebens sah« (S. 623).

Noch durch ein drittes ist Roethe schließlich berühmt geworden: er vereinigt in seinem Programm Textphilologie und Sprachwissenschaft, ältere und neuere Literaturgeschichte, und eine solche germanistische Universalität ergibt ungeahnte Perspektiven zur Nachfolge Erich Schmidts. Aber schon vor Erich Schmidts Tode konnte man darüber nicht leicht im Zweifel sein, wie die Nachfolgerschaftsfrage gelöst werden würde. Überall galt es von vornherein als sehr wahrscheinlich, daß ein Arrangement zwischen Roethe und seinem Göttinger Schwager Schröder das Endergebnis sein würde. Nun ist es bis dahin freilich noch nicht gekommen. Allerlei mögliche und unmögliche Gerüchte zirkulieren durch die Presse, darunter selbstverständlich auch, daß Schröder nach Berlin berufen würde. Es braucht uns gar nicht zu interessieren, was im Werden ist, denn wer nicht an den betreffenden Beratungen der Fakultät und der Regierung teilnimmt, kann unmöglich wissen, welche Arrangements ins Auge gefaßt werden können.

Deswegen erlaube ich mir auch gar kein Urteil darüber, daß tatsächlich Köster einen Ruf als Erich Schmidts Nachfolger nach Berlin hatte. Wer selber jahrelang regelmäßig an Fakultätsverhandlungen und Berufungen teilgenommen hat, weiß nur zu gut, daß Rufe nicht immer so ernst genommen zu werden brauchen, wie sie scheinen. Liegt es doch im Bereich der Möglichkeit, daß Roethe, der in sich einen Beruf als Literarhistoriker der Neuzeit verspürt, wie er denn schon für das Wintersemester 1913/14 eine vierstündige Goethe-Vorlesung angekündigt hat, einige Hauptkollegien für sich reserviert hätte, und dann würde überhaupt kein namhafterer Fachmann an seine Seite wollen.

Das Ordinariat Erich Schmidts soll also unbesetzt bleiben? Nicht einmal einen einzigen tüchtigen Schüler

haben Wilhelm Scherer und Erich Schmidt hinterlassen? Roethe selbst, der nun 54 Jahre zählt, hat nicht einen passenden Schüler aufzuweisen? Besitzt denn auch das ganze deutsche Sprachgebiet keinen ernsten Literarhistoriker? An allen Universitäten sehen wir literarhistorische Lehrkräfte, die ihr Arbeitsgebiet durch Wort und Schrift vertreten. Und sie alle sollen unwürdig befunden werden, damit nur der einzige Roethe noch als Literarhistoriker übrig bleibt und zwar ohne irgendeine literarhistorische Leistung verfaßt zu haben? Wenn man bedenkt, daß der bedeutendste und gelehrteste deutsche Literarhistoriker, Wilh. Creizenach, der sich jetzt vom Krakauer Lehramt zurückgezogen hat, 30 Jahre auf polnischem Sprachboden als Universitätsprofessor gewirkt hat, dann könnte man allerdings glauben, daß Deutschland kein Land für Literarhistoriker ist.

Seit Sprachforschung und Literaturforschung den wesentlichen Inhalt unserer Wissenschaft bilden — auf diese moderne Anschauung lassen sich die Arbeiten Jacob Grimms wie Scherers zurückführen — steht im Mittelpunkt des Fachbetriebs wohl kaum noch ein Gelehrter, der in der Textkritik die Hauptaufgabe seiner Wissenschaft sieht. Am wenigsten ist es denkbar für das Berlin Jacob Grimms! Die Bahnen Lachmanns sind schon längst verlassen und neuerdings ganz besonders in den »Deutschen Texten des Mittelalters«, in denen nach Roethes Anweisungen die Textkritik dem bloßen Abdruck einer Handschrift Platz gemacht hat. Die alten Ideale der klassischen Philologie, die durch eine zufällige Personalunion stellenweise auch Ideale der deutschen Philologie geworden waren, stehen für die moderne Germanistik und für die moderne Literaturwissenschaft nicht mehr in der vordersten Reihe. Wo sind die Zeiten, aus denen Roethe eine hübsche Anekdote zum besten gibt: »Von Müllenhoff wird erzählt, er habe einem Fuchs, der ihn fragte, wie man am besten das germanistische Studium beginne, zu dessen Verblüffung zugerufen: Studieren Sie Lachmanns Properz!« (Anz. f. deutsches Altertum 30, 218).

Die »tiefe Weisheit, die in diesem Rate steckt«, kann heute nur einem Roethe imponieren, solche germanistische Propaedeutik ist längst nicht mehr zeitgemäß — wir besitzen schon sehr lange in Herm. Pauls Mittelhochdeutscher Grammatik die klassische Einführung in das Studium der deutschen Philologie.

Edward Schröder. — Zu Burdach und Roethe gesellt sich der Göttinger Professor Schröder als dritter im Bunde. Er hat — zusammen mit seinem Schwager Roethe — den Neudruck des 3. Bandes von Jacob Grimms Deutscher Grammatik und mit eigener Kraft die neuen Auflagen von Scherers Literaturgeschichte zu besorgen gehabt. Eine schöpferische Persönlichkeit ist er so wenig wie Roethe und Burdach. Ein paar mittelhochdeutsche Textausgaben hat er aufzuweisen, wie zahlreiche andere Kollegen z. B. auch wie Herm. Paul, aber auch hierin hat seine Leistungsfähigkeit nichts außerordentliches, nichts was uns einen besonderen Respekt abnötigen könnte. Gibt es doch kaum etwas Amüsanteres als die Leidensgeschichte von Schröders Ausgabe der Kaiserchronik für die Monumenta Germaniae Historica. Man lese die folgenden Auszüge aus den offiziellen Berichten der Monumenten-Kommission, wie sie in der Historischen Zeitschrift und im Neuen Archiv mitgeteilt sind:

H. Z. 1881 (46, 566) Die für den 1. Band der deutschen Chroniken bestimmte Kaiserchronik hat Dr. Roediger geglaubt aufgeben zu müssen, einen Ersatzmann aber sofort in Dr. Schröder gefunden, der in nächster Zeit seine Arbeitskraft ganz dieser Aufgabe zuwenden will. — 1882 (48, 382) Schröder hofft, die Kaiserchronik im Lauf des nächsten Jahrs zum Abschluß zu bringen. — 1883 (50, 566) Demnächst wird der Druck der Kaiserchronik beginnen. — 1884 (52, 567) Druck durch persönliche Verhältnisse des Herausgebers, Dr. Schröder, verzögert. — 1885 (54, 190) Auch in diesem Jahr hat es nicht zum Druck der Kaiserchronik kommen können. — 1886 (56, 566) Es wird sicher erwartet, die Kaiserchronik im Lauf des Jahres vollendet zu sehen. — 1887 (58, 189) Druck der deutschen Chroniken unterbrochen durch den Tod von Professor Scherer und die dadurch herbeigeführte Überhäufung von Professor Schröder mit Amtsgeschäften; 21 Bogen sind gedruckt; Schluß im

Herbst dieses Jahres mit Sicherheit zu erwarten. — 1888 (60, 383) Druck der Kaiserchronik sehr wenig fortgeschritten, weshalb auch der Druck des von Prof. Strauch bearbeiteten Enenkel noch nicht beginnen konnte. — 1889 (62, 382) Druck der Kaiserchronik wird vor dem Sommer dieses Jahres nicht zu Ende kommen. — 1890 (65, 381) Der oft und längere Zeit unterbrochene Druck der Kaiserchronik geht jetzt endlich seinem Ende entgegen, so daß das Werk Anfang Sommer erscheinen kann. — 1891 (67, 380) Im 1. Band der deutschen Chroniken sind auch die Fortsetzungen der von Prof. Schröder bearbeiteten Kaiserchronik gedruckt. — 1892 (69, 382) In dem 1. Bande der deutschen Chroniken hat die von Prof. Schröder in Marburg bearbeitete Kaiserchronik, deren Vollendung seit fünf Jahren erwartet wird, noch immer nicht ausgegeben werden können. — 1892 Neues Archiv (17, 4) Es fehlen noch Register und Glossar. — 1893 N. A. (18, 4) Abschluß der letzten Bogen verzögert, daher Chronik noch nicht ausgegeben. — 1894 N. A. (19, 5) Kaiserchronik erschienen.

Daß die Leidensgeschichte dieser mittelhochdeutschen Textausgabe an die Geduld der Redaktoren große Zumutungen gestellt hat, leuchtet ein, und man begreift nur zu gut, daß die Zentraldirektion der Monumenta dieses Verfahren als »unverantwortlich« bezeichnen mußte (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 13, 652). Aber wer sieht hier nicht deutlich, wie glänzend Schröder dadurch prädestiniert war, mit dem Jahr 1908 die Leitung des Grimmschen Wörterbuchs von der Akademie übertragen zu erhalten, damit ein rasches Tempo im Fortgang des Nationalwerkes erzielt würde? Hatte doch auch der Jahresbericht für Neuere deutsche Literaturgeschichte 2, Vorwort S. 3 darüber Beschwerde geführt, wie unzuverlässig Schröder in der Erfüllung übernommener Verpflichtungen ist:

»Im Gegensatz zu diesen beiden Mitarbeitern . . . hat Herr Prof. Edward Schröder, der schon im vorigen Jahrgang mit seinem ganzen Beitrag im Rückstand geblieben war, auch diesmal ein Verhalten beobachtet, das von einem älteren und größeren Unternehmen öffentlich gebührend gekennzeichnet worden ist. Nicht genug, daß wir infolge seiner steten Hinhaltungen erst in später Stunde einen Bearbeiter für den laufenden Jahrgang gewinnen konnten, ist es uns durch die Einbehaltung des von uns gesandten und gelieferten Materials, bei der Herr Prof. Schröder trotz aller in Grenzen persönlicher Maßnahmen gehaltenen Versuche beharrt, unmöglich gemacht, den Bericht für 1890

jetzt oder später noch zu liefern. Diese offene Darlegung wird uns vor unsern Lesern, den Autoren und Verlegern rechtfertigen«.

Schröder ist groß im Versprechen. Was hat er nicht schon alles in Aussicht gestellt! Aber dabei bleibt's, und die großen Leistungen lassen auf sich warten. Er geriert sich aber als Größe und hat den nötigen Anhang, der auf ihn schwört, genau so wie Roethe. Und das gibt ihm den Mut, in der Kritik fremder Arbeit einen Ton anzuschlagen, der in keinem Verhältnis zu den eigenen Leistungen steht.

So stellte er in einer feierlichen Göttinger Rede 1905 die Etymologie als »Quacksalberei« dar. Ich habe diese an kühnen Wendungen reiche Festrede keineswegs als Angriff auf meine Person aufgefaßt, denn mein gutes Gewissen sagt mir, daß kein ehrlicher und ehrenhafter Fachgenosse meine etymologische Lebensarbeit als »Quacksalberei« verurteilen könne. Aber ich hielt es doch für geboten, mich der vor allem in Göttingen gern betriebenen Etymologie anzunehmen in einer vielleicht auch heute noch lesenswerten Antikritik (Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XI 315):

»Mitten in der Arbeit an der neuen Auflage meines Etymologischen Wörterbuchs mußte ich eine Stimme vernehmen, die von der etymologischen Forschung schlechthin das gerade Gegenteil behauptet; und wenn diese Stimme recht hat, so steht mein ganzes Lebenswerk in Frage und das vorliegende Buch ist gerichtet: »Unsere etymologische Wissenschaft ist, mag sie linguistisch noch so gut ausgerüstet sein, noch immer eine dilettantische Disziplin. Sie ist im besten Falle [!!] das, was die Alchimie vor und neben der Chemie war: noch hat kein eingesperrter Etymologe das Porzellan der Sprachwissenschaft erfunden« . . . »Der Etymologe ist in der Regel historisch ungebildet und er müßte mit allen Fernen und Tiefen der Kulturgeschichte vertraut sein« . . . »Es gibt nichts verkehrteres, keinen verhängnisvolleren Rückfall in die Kinderkrankheiten der Wissenschaft [der Germanistik? oder der Rechtswissenschaft?], als wenn neuerdings vergleichende Rechtsgeschichte und vergleichende Religionsgeschichte sich wieder [wie in den Zeiten Jacob Grimms?] mit verstärktem, ja fast leidenschaftlichem Vertrauen an die Sprachforschung wenden: sie soll ihnen bei der Ermittelung der geheimnisvollsten Vorgänge frühzeitiger Kultur mit tiefgründigen Aufschlüssen behilflich sein. Eine

philologisch-historische Disziplin, die über ihre eigenen Hilfsquellen und die an ihnen herausgebildete Methode hinaus nach dem Etymologen [etwa Jacob Grimm?] ausschaut, ist wie ein kranker Arzt, der dem Quacksalber [etwa Jacob Grimm?] ruft. Und der echte Etymologe ist wie der echte Quacksalber: er hat ein Mittel für alles, weil ihm die Ehrfurcht fehlt für die ungeheure Mannigfaltigkeit der Kulturerscheinungen und für das unter tausend und abertausend Möglichkeiten sich vollziehende Mitschaffen des Individuums an der Mehrung und Wertung des Kulturbesitzes der Menschheit.« So heißt es in einer akademischen Festrede, die am 17. November 1906 in der öffentlichen Sitzung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gehalten worden ist. Am Schluß des Abdrucks in den Nachrichten (1906 Heft 2 S. 12, 13) folgt dann noch der Vermerk: »Die Untersuchungen, welche meine Rede voraussetzt und einen Teil [?] der Sammlungen, auf die sich diese stützen, hoff ich in nicht zu ferner Zeit in der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu veröffentlichen.« Natürlich fehlt dieser Aufsatz noch, und so ist der Festredner seinen Zuhörern wie seinen Lesern die Auskunft bis heute schuldig geblieben, gegen wen sich diese generellen Schmähungen richten. Wenn Schröder — wer könnte sonst der Festredner sein? — den oder die Helden seines Schlußwortes mit Quacksalbern vergleicht, so nimmt er sich unter seinen etymologisierenden Kollegen (er ist ja selber ein fruchtbarer Etymologe) aus, wie unter den quacksalbernden Kollegen der marktschreierische Scharlatan dreist prahlt und doch das erlösende Wort: »Ich allein bin der wahre Jakob!« lieber für sich behält. Es hat sich noch niemand gefunden, der dieses Gebaren eines Etymologen, die ernsthafte Arbeit seiner Kollegen ganz ohne Einschränkung mit Quacksalberei zu vergleichen und der Lächerlichkeit vor Laien preiszugeben, zurückgewiesen hätte. Geht es etwa auf die Göttinger Etymologenschule, die von Benfey und Fick bis auf die Gegenwart reicht und Heyne sowie auch Schröder einbegreift? Oder auf welche Indogermanisten beziehen sich diese Schmähungen? Oder richten sie sich gegen bestimmte etymologische Artikel etwa der Hauptschen Zeitschrift? Oder ist etwa gar Franck mit seinem Ndl. Wörterbuch der Etymologe, dem »die Ehrfurcht fehlt, für die ungeheure Mannigfaltigkeit der Kulturerscheinungen und für das unter tausend und abertausend Möglichkeiten sich vollziehende Mitschaffen des Individuums an der Mehrung und Wertung des Kulturbesitzes der Menschheit«? Aber es kommt gar nicht darauf an festzustellen, wer als Held der Festrede eine Rolle gespielt hat. Ich meinerseits protestiere gegen die Anmaßung und den Dünkel, mit dem so generelle Schmähungen eine ganze Wissenschaft diskreditieren wollen. Nur Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit kann es fertig bringen, über die ernsthafte Arbeit zahlloser Fachleute so ge-

nerell abzuurteilen. Nur Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit bringt es fertig zu behaupten, daß der Etymologe »ein Mittel für alles« hat«.

Noch heute fehlt die Antwort auf die offene Frage: »Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit?« Die Art, wie Schröder in seiner sprachlichen Unfähigkeit hier aburteilt, ist so unerhört, daß man darin eine vereinzelte Entgleisung sehen möchte. Es verlohnte sich aber, hier einmal an einem authentischen und zugleich unschwer erreichbaren Einzelfall die Mittel zu veranschaulichen, zu denen Unfähigkeit greifen muß, um stolz das eigene Haupt aufzurichten.

Aber man höre auch noch den folgenden Fall. Ich hatte in meiner Zeitschrift f. deutsche Wortforschung 7, 370 Heynes Arbeit am Grimmschen Wörterbuch in meiner Weise zu würdigen gesucht und dafür unter den Schülern und Freunden Heynes mir warme Worte der Anerkennung erworben. Schröder hat das Forum der weitesten Öffentlichkeit in der Frankfurter Zeitung vom 4. Oktober 1908 Nr. 276 aufgesucht, um über meinen Nachruf auf Heyne das Urteil zu fällen: »Ich muß die Darstellung, die Kluge in seinem Nachruf gibt, und die Herr Dr. Maußer im Sperrdruck (!) wiederholt, als durchaus irrig und ihre Weiterverbreitung als eine direkte Fälschung der tatsächlichen Verhältnisse bezeichnen.« Ich und meine Zeitschrift, die den Nachruf auf Heyne verbreitet haben, sind also öffentlich der »Fälschung« angeklagt, und an dieser Aufdeckung meiner »Fälschung« hat Schröder eine so kindliche Freude, daß er einige Zeilen weiter noch einmal darauf zurückkommt mit den Worten: »Ehren wir Heynes rüstige, die Leistung aller andern weit übersteigende Arbeit am Wörterbuch, aber fälschen wir nicht sein Andenken vor der Nachwelt, indem wir es zulassen, daß er mit sentimentaler Totenklage als ein Verkannter hingestellt wird«.

Über Schröders Vorlesungen zirkulieren gleiche Gerüchte wie über die Roethes: sie sind gewürzt mit bösen Bemerkungen über namhafte Facharbeiten und Facharbeiter. Man kann sich leicht vorstellen, wie solche Scherze lauten,

wenn Redewendungen wie »Quacksalberei« und »Fälschung« sogar öffentlich gewagt werden dürfen.

Von dieser Seite her konnte man früher niemals eine ernste Förderung nationaler Sprachwissenschaft erwarten. Wie könnte man es sich sonst erklären, daß das 2. Göttinger Ordinariat, das mit Heynes Persönlichkeit hauptsächlich in den Dienst des deutschen Wörterbuchs gestellt war, nach dem Tode Heynes 1906 nicht mehr neu besetzt wurde, obwohl es Fachleute genug gab, die zur Nachfolge Heynes im Dienste des Grimmschen Wörterbuchs auch für das Göttinger Ordinariat geeignet gewesen wären? Die meisten mittleren und größeren Universitäten besaßen damals zwei germanistische Ordinariate; aber daß gerade Göttingen sein 2. germanistisches Ordinariat aufgab, diente nicht zur Förderung unseres großen lexikalischen Nationalwerks. Aber auch die Literaturwissenschaft, in deren Dienst die Heynesche Stelle bei der Neubesetzung gegeben wurde, mußte sich mit einem Extraordinarius begnügen.

Im Jahre 1906 stellte ich öffentlich in meiner Zeitschrift 7, 343 den Satz auf, »daß nur fern von Berlin und seiner gelehrten Körperschaft alle umfassende lexikalische Arbeit für die Muttersprache gedeihen kann«, und so ergab sich für die Akademie 1908 von selber die Notwendigkeit der Errichtung einer Grimmzentralstelle — in Göttingen. Denn ich hatte in einer Denkschrift an das Reichsamt vom 26. September 1901, dann von neuem auf der Hamburger Philologenversammlung 1905 und schließlich in meinem Bericht Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 7, 341 eine Grimmzentralstelle gefordert und begründet und zuletzt auch durchgesetzt. Ich kann mich dieses Erfolges umsomehr freuen, als jetzt seit zwei Jahren der Fortgang des Grimmschen Wörterbuchs endlich gesichert scheint, soweit die Arbeit nicht schon immer in altbewährten Händen lag. Den Mitarbeitern am Grimm gebührt dafür der Dank, aber an dem persönlichen Verdienst Edward Schröders dürfen wir wohl zweifeln. Hat er doch selbst in der

Frankfurter Zeitung vom 4. Okt. 1908 Nr. 276 urbi et orbi verkündigt: »Ich fühle mich gar nicht berufen zu lexikalischer Arbeit im großen Stil«! Da bleibt uns nur noch die Frage übrig, zu welcher »Arbeit im großen Stil« sich Schröder dann berufen fühlt?

Vergangenheit und Zukunft. — Die Ausgestaltung und Umgestaltung der Germanistik, die ergebnisreiche Fortführung der sprachwissenschaftlichen Arbeit Jacob Grimms verdanken wir zumeist nur Gelehrten, die fern von der »Hauptstadt des jetzt geeinten Deutschen Reichs« gelernt und gelehrt haben. Deshalb begreifen wir es nur zu gut, daß die Trias Burdach-Roethe-Schröder, in ihrer Unfähigkeit an dem modernen germanistischen Betrieb teilzunehmen, wieder das alte Ideal der Textphilologie beschwört. Es ist aber im Grunde viel weniger eine Prinzipienfrage, als eine reine Machtfrage: denn hier sind Männer zu den einflußreichsten Stellen der deutschen Sprachwissenschaft erhoben worden, die — das muß ich als 30 Jahre im Fachbetrieb stehender Germanist aussprechen — keine autoritative Fachstellung haben und von denen überhaupt eine selbstschöpferische Anteilnahme an der germanistischen Arbeit im größeren Stil nicht bekannt ist.

Die Gründe, die trotzdem zur Akkreditierung dieser Gelehrten geführt haben, interessieren mich im Grunde gar nicht, aber eine ernste Gefahr beginnt, wenn die Folgen ihres Wirkens die Entwicklung unserer ganzen Wissenschaft beeinflussen könnten. An der Vielgestaltigkeit der germanistischen Aufgaben und besonders an der starken Differenzierung der deutschen Sprachwissenschaft und der deutschen Literaturwissenschaft kann nirgends ein Zweifel bestehen. Die Fülle der Aufgaben hat den alten Begriff der deutschen Philologie gesprengt und zwei Wissenschaften erstehen lassen, und überall stehen wir erst in den Anfängen der Arbeit.

Daher darf eine unfruchtbare »Resignation«, von der auf diesen Blättern immer wieder die Rede war, nicht zur

Beurteilung unserer ganzen Wissenschaft verwertet werden, und aus dem Fehlen erheblicher Leistungen auf jener Seite wünschen wir nicht den Schluß gezogen zu sehen, daß unsere Wissenschaften gar keine großen Aufgaben oder Probleme mehr bieten, daß die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Literaturwissenschaft erschöpfte Arbeitsfelder seien, deren Bearbeitung oder Bestellung nicht mehr lohnte!

Und doch, nur aus einer solchen Anschauung könnten wir die angebliche Tendenz des preußischen Ministeriums verstehen, dem deutschphilologischen Universitätsbetrieb statt zweier Ordinariate nur noch eines zu gönnen. Aber wer könnte es wagen, derartige offensichtlich unrichtige Informationen zu liefern? Warum sollte gerade die Wissenschaft, die unsere eigene Sprache und Literatur zum Arbeitsobjekt hat, ein Ordinariat verlieren, wenn etwa die klassische Philologie in Berlin mit drei ordentlichen Lehrstellen vertreten ist? Und sollte wirklich die deutscheste Wissenschaft nur die gleiche Zahl von Ordinariaten beanspruchen dürfen, die Spezialdisziplinen, wie etwa dem Keltischen oder dem Assyrischen zugestanden ist?

Allenthalben erheben die Nichtordinarienvereine der deutschen Universitäten den gewiß berechtigten Wunsch nach einer Vermehrung der ordentlichen Lehrstellen — ist es da glaublich, daß man daran denken kann, die Zahl der bestehenden Ordinariate zu vermindern und damit den Universitätsbetrieb einer Wissenschaft zu beschränken, deren Hörerzahlen in den letzten zwanzig Jahren ganz erstaunlich gewachsen sind? Erst die letzten Jahrzehnte hatten unserer Wissenschaft die notwendige und allgemein ersehnte Bereicherung gebracht und zur Einrichtung besonderer literaturgeschichtlicher Ordinariate an allen größeren und mittleren Universitäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz geführt. Will man nun diese erfreuliche Entwicklung wieder rückgängig machen, und will man der jungen Literaturwissenschaft die einmal gegebene

Anerkennung wieder versagen? Wir können, wie gesagt, an die Richtigkeit jener Gerüchte nicht glauben und konnten auch der tatsächlich bereits erfolgten Umwandlung mehrerer preußischen Ordinariate für unser Fach in Extraordinariate bislang keine so große Bedeutung beimessen. Aber die Nachfolge Erich Schmidts ist wichtiger als die Besetzung irgendeiner mittleren Provinzuniversität! Soll wirklich sein Ordinariat in ein Extraordinariat verwandelt oder auch nur keinem wirklichen, durch größere Leistungen beteiligten Literaturhistoriker übertragen werden, so heißt das nichts anderes, als das Andenken Erich Schmidts herabsetzen, der, die Lebensarbeit Wilh. Scherers fortführend, der Literaturwissenschaft eine definitive Stellung als selbständige Wissenschaft gesichert hat. Der Professor der Germanistik kann heute nur noch schwer im Nebenamt Literarhistoriker sein: zumal für den Ordinarius, der neben seinem Lehramt noch durch zahllose Sitzungen und Prüfungen in Anspruch genommen ist und der sich doch wirklich produktiv an der Arbeit des von ihm vertretenen Faches beteiligen will, ist eine solche Vereinigung vollends ausgeschlossen.

Aber die Wiederherstellung der alten Einheit würde auch der deutschen Sprachwissenschaft zum Schaden gereichen. Und hier können wir uns auf die hochherzigen Absichten unseres Kaisers berufen, der immer wieder — in den festlichen Sitzungen der Akademie von 1900 und 1912 und in der Jubiläumsfeier der Berliner Universität im Jahre 1910 — den gelehrten Körperschaften die Förderung deutscher Sprachforschung ans Herz gelegt hat. Haben nun die von ihm bestellten »Sprachforscher« in seinem Sinn gearbeitet? Jeder Leser dieser Blätter wird sich die Antwort selbst geben und wird dann verstehen, warum ich jetzt meine Beschwerden der Öffentlichkeit unterbreite.

Meine Beschwerden aber sind zugleich eine Ehrenrettung für meine Wissenschaft, der ich mein Leben gewidmet habe und die ich nun in ihrer Stellung aufs schwerste bedroht sehe. Gerade jetzt, wo deutsche Spracherziehung immer

dringlicher verlangt wird, dürfen wir nicht ruhen in der Förderung der deutschen Sprachforschung und in der Sicherung der deutschen Sprachwissenschaft in unserm Universitätsunterricht. Die großen deutschsprachlichen Arbeiten, die mit Unterstützung des deutschen Reichs schon im Werke sind und geplant werden, verlangen einen germanistisch geschulten Nachwuchs, und ebenso verlangen unsere höheren Schulen Lehrkräfte mit gründlicher Sprachbildung. Ehren wir das Andenken Jacob Grimms in der Tat und in der Wahrheit, und schützen wir eine Wissenschaft, für die eine Verminderung der bestehenden Ordinariate als Schande für uns Deutsche und als Beleidigung des Deutschtums anzusehen wäre.

Universitäts-Druckerei
H. M. Poppen & Sohn
Freiburg im Breisgau.

Werke von Prof. Friedrich Kluge.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl. 1910.

Von Luther bis Lessing. 4. Aufl. 1904.

Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. 3. Aufl. 1913.

Angelsächsisches Lesebuch. 3. Aufl. 1902.

Mittelenglisches Lesebuch. 2. Aufl. 1912.

Unser Deutsch. 2. Aufl. 1910.

Seemannssprache. Wortgeschichtliches Handbuch deutscher Schiffer-ausdrücke. 1911.

Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Quellenbuch. 1901.

Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. 1910.

Die Elemente des Gotischen. 1911.

Wortforschung und Wortgeschichte. 1912.

Abriß der deutschen Wortbildungslehre. 1913.

Geschichte der englischen Sprache. 2. Aufl. 1899.

Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. 1899.

Deutsche Studentensprache. 1895.

Beiträge zur Geschichte der germanischen Konjugation. 1879.

Fiedler M. 2080